

Nicht so einfach wie man denkt! Kunstbibliotheken in Deutschland und im UK

Erica Foden-Lenahan – (Herausgeberin des *Art Libraries Journal [ALJ]* und Staatliche Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe / Bibliothek)

Zunächst möchte ich mich dafür bedanken, dass ich eingeladen wurde, einen Beitrag für die Jubiläumsausgabe der AKMB-news zu schreiben, mit der die AKMB ihr 25-jähriges Bestehen feiert – die Arbeitsgemeinschaft, die Kunst- und Museumsbibliotheken unterstützt und vertritt. Da ARLIS UK & Ireland 2019 ihr 50-jähriges und die Zeitschrift *Art Libraries Journal (ALJ)* 2016 ihr 40-jähriges Bestehen feierten, habe ich einen großen Teil meiner eigenen siebenjährigen Tätigkeit als Herausgeberin von ALJ damit verbracht, darüber nachzudenken, was wir erreicht haben. Die letzten Generationen haben enorme Erfolge weltweit in diesem Arbeitsbereich erzielt und solche Meilensteine bieten sowohl die Gelegenheit, darüber nachzudenken, was schon geschafft wurde, als auch wie es weitergehen kann. Es handelt sich um eine sehr persönliche Perspektive, die vor allem unbeschwert sein soll und sich auf meine eigenen Erfahrungen beschränkt – ausgebildet außerhalb von Deutschland und beruflich tätig in einem sprachlichen Umfeld, das nicht meine Muttersprache ist.

Die Tücken der bibliothekarischen Fachsprache

Deshalb beginne ich mit dem Thema der Sprache – alle Fachgebiete entwickeln ihren eigenen Jargon, was auch für das Bibliothekswesen gilt. Ich habe nicht damit gerechnet, wie unterschiedlich die deutsche bibliothekarische Fachsprache im Vergleich zur englischen ist und wie unterschiedlich die Bedeutung von diesen Begriffen in der Alltagssprache. Ich möchte zunächst einige Beispiele geben, bei denen ich Probleme hatte, als ich zum ersten Mal ehrenamtlich in einer Museumsbibliothek arbeitete – kurz nachdem ich nach Deutschland gezogen war.

Ich half bei der Katalogisierung aus und benutzte den Begriff „katalogisieren“, um meine Arbeit zu beschreiben. Als ich meinen Lebenslauf Nicht-Bibliothekaren zum Gegenlesen gab, korrigierte niemand diese Terminologie. Als eine deutsche Bibliothekarin den Lebenslauf las, wurde „katalogisieren“ in „erschließen“ geändert, was den Prozess des Zugangs, der Katalogisierung und Bereitstellung umfasst. Aber „Accession“ bedeutet auch „Inventarisierung“, wobei diese in einem Inventarbuch verzeichnet

wird. „New acquisitions“ sind aber keine „Neuerschließungen“, sondern Neuerwerbungen. Und wenn man das Wort „erschließen“ in einem guten Online-Wörterbuch nachschlägt, findet man dort im Englischen die Begriffe „to open“, „open up“, „to develop“, „to tap“, „to exploit“. So war ich sehr froh, dass ich im Rahmen einer anderen ehrenamtlichen Tätigkeit ein deutsch-englisches Fachwörterbuch bekam. Dieses Wörterbuch war sehr hilfreich, aber veraltet, d.h. aktuelle Begriffe fehlten dort. Es half auch nicht in den Fällen, in denen ursprünglich englische Begriffe in die deutsche Sprache übernommen wurden, dort aber ganz anders verwendet werden. Ein Beispiel dafür ist der Titel einer aktuellen Schulung *Customer Centricity: mit Design Thinking Nutzer neu im Fokus*. Ein Service-Angebot kann kundenorientiert [customer-centric] sein, aber hier wird das Adjektiv zum Substantiv gemacht [Customer Centricity] und das funktioniert so nicht (vor allem nicht ohne den Bindestrich)! Ich habe den Begriff in englischen Wörterbüchern nachgeschlagen, wobei es sich um einen Begriff aus dem Marketing zu handeln scheint. Dort wird aber bei genauerem Hinsehen nur das Adjektiv, nicht aber das Substantiv verwendet. Ein anderes schönes Beispiel ist „home office“. Im Englischen arbeiten wir von zu Hause aus und verfügen vielleicht über einen Büroarbeitsplatz daheim, das Home Office ist die britische Bezeichnung für das Innenministerium. Von daher „machen“ wir nicht „home office“.

Bibliothekarische Strukturen und Verbände

Deutschland hat eine Nationalbibliothek mit Sitz in Frankfurt am Main und Leipzig, was die zeitweise Teilung des Landes spiegelt. Weder das UK noch die USA haben per se Nationalbibliotheken. Gleichwohl die British Library (BL) und die Library of Congress (LoC) viele Funktionen einer Nationalbibliothek wahrnehmen, stellen beide nicht den gleichen Service bereit wie beispielsweise die National Library of Canada: Sie betreibt einen Gesamtkatalog (der de facto eine Nationalbibliografie ist), in den die Bibliotheken ihre bibliografischen Daten exportieren bzw. von dem sie ihre Daten übernehmen. Die BL ist eine von sechs Bibliotheken, an die Pflichtexemplare abge-

liefert werden, genauso wie die Nationalbibliotheken von Wales und Schottland, die Bibliotheken in Oxford, in Cambridge und des Trinity College in Dublin. Die Katalogdaten dieser Bibliotheken zusammen bilden in gewisser Weise eine britische nationale Bibliografie.

Deutschland hat eine föderale politische Struktur. Das liegt daran, dass es sich um ein eher junges Land handelt, das zunächst aus der Verschmelzung von vielen Kleinstaaten (Königreichen, Herzogtümern) am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden ist. Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die föderale Struktur vorherrschend: In der Bundesrepublik und nach der Wiedervereinigung auch in der ehemaligen DDR sind das die Bundesländer. Dort haben die Staats- oder auch Landesbibliotheken das Pflichtexemplarrecht, d. h. sie archivieren die Publikationen, die in der jeweiligen Region erscheinen. Die Staats- und Landesbibliotheken gehören einem Verbund von wissenschaftlichen Bibliotheken (GBV, KOBV, SWB) an, die ihre Daten in einem gemeinsamen Katalog vorhalten, in den die teilnehmenden Bibliotheken ihre bibliografischen Daten exportieren bzw. von dem sie ihre Daten übernehmen. In den vergangenen Jahren wurden verschiedene Verbundkataloge zusammengeführt, um eine kleinere Anzahl von Katalogen zu erhalten, die nicht allein an ein regionales Prinzip gebunden sind.

Im UK kommt der *JISC DiscoveryHub* (<https://discover.libraryhub.jisc.ac.uk/about/>) diesem Ansatz am nächsten. Die folgenden Angaben auf deren Webseite belegen, wie ich oben ausgeführt habe, dass die BL auf eine gewisse Weise die englische Nationalbibliothek ist, aber auch wieder nicht: „Über eine einzige Suche können Sie in den Beständen der Nationalbibliotheken des UK (einschließlich der British Library), vieler Universitätsbibliotheken und wissenschaftlicher Spezialbibliotheken recherchieren. Dieses neue Angebot ersetzt Copac und SUNCAT, ermöglicht den Zugang zu einem immer größer werdenden Spektrum von Bibliotheken – mit einem neuen Interface, verbesserten Suchmöglichkeiten und weiteren zu erwartenden Veränderungen.“ Es handelt sich um ein Discovery-System für die Suche, in dem die bibliografischen Daten durch Batch-Prozesse indiziert werden. Es ist kein Verbundkatalog in dem Sinn, dass direkt Daten dorthin exportiert oder von dort übernommen werden können. Aber es gibt wohl auch ein Angebot zur Verbundkatalogisierung für teilnehmende JISC-Bibliotheken.

Warum verwende ich so viel Zeit darauf, ein System zu erklären, das die meisten von Ihnen vermutlich besser kennen, als ich es tue? Ich mache das, weil hier ein fundamentaler Unterschied

bei der Entwicklung des beruflichen Selbstverständnisses in diesen zwei Ländern deutlich wird: In Deutschland scheint die Finanzierung ein höheres Maß an Kooperation zwischen verschiedenen Bibliothekstypen und Einrichtungen zu ermöglichen. Universitäten kooperieren mit unabhängigen Forschungsinstituten, mit Kunst- und Musikhochschulen, mit Fachhochschulen (für die es im Englischen kein Äquivalent gibt – allenfalls die „Polytechnic“, bevor sie alle zu Universitäten wurden), Museumsbibliotheken, Öffentlichen und Staatsbibliotheken. Ich habe sicherlich den einen oder anderen Bibliothekstyp vergessen, aber es wurde hoffentlich deutlich, was ich meine.

Im UK scheint das nun auch zu beginnen: Während der beinahe 20 Jahre, in denen ich in London gearbeitet habe, haben wir viel über Kooperationen gesprochen, aber es gab – vor der Existenz von JISC – nur wenige finanzielle Mittel, um eine solche Kooperation umzusetzen. Selbstverständlich spielt die Technologie eine wichtige Rolle bei der Umsetzung. Die Existenz des Virtuellen Katalogs Kunstgeschichte (VKK), entwickelt und gehostet beim Karlsruher Institut für Technologie (KIT) – wie es heute heißt – ist ein Beispiel dafür, wie die Technologie die Entwicklung eines recherchierbaren Katalogs für Kunst und Kunstgeschichte ermöglicht. Ich lernte den VKK in den 1990er-Jahren kennen, als ich in der Bibliothek der Tate gearbeitet habe. Wir hatten zum damaligen Zeitpunkt einen umfangreichen Schriftentausch mit deutschen Museen und der VKK war ein Glücksfall im Hinblick auf bibliografische Informationen zu deutschen und italienischen Ausstellungen. Der VKK war sowohl bei der Erwerbung als auch bei der Katalogisierung sehr hilfreich. Deutsche Bibliotheken schienen aus der Perspektive eines Außenstehenden einen Vorsprung zu haben, der aber – so scheint es mir – in den letzten zehn Jahren zum Teil verloren gegangen ist. Das kann immer wieder dann passieren, wenn es sich um die frühe Anwendung von fortschrittlichen Technologien handelt. Natürlich spielt die Finanzierung dabei sicher auch eine wichtige Rolle.

Finanzielle und personelle Ausstattung

Die Finanzierung ist essenziell und problematisch in beiden Ländern. Die Bibliotheken mussten in der ganzen Zeit, in der ich dort gearbeitet habe, mit finanziellen Herausforderungen kämpfen. Ich glaube nicht, dass es jemals eine „goldene Zeit“ bei der Finanzierung von Bibliotheken gegeben hat. Das betrifft sozusagen alles: das Personal, die Bestandserhaltung, den Ankaufsetat – sowohl die Materialien als auch die räumliche Ausstattung.

Ich habe festgestellt, dass es in Deutschland weitaus mehr Bibliotheken mit nur einer Fachkraft (OPL) in Einrichtungen gibt, wo man eigentlich mehr Personal erwarten würde: so etwa in Kunstakademien. Ich habe am Courtauld Institute of Art gearbeitet, bevor ich nach Deutschland gezogen bin. Es handelt sich um eine Kunsthochschule mit einer speziellen fachlichen Ausrichtung und ca. 300 bis 400 Studierenden (vergleichbar mit der Zahl der Studierenden an der Kunstakademie in Karlsruhe). Dort gab es 6 bis 8 Vollzeitstellen für Bibliothekar*innen sowie zwei Auszubildende und studentische Hilfskräfte. In Karlsruhe (und das ist durchaus typisch) bin ich die Einzige mit einer bibliothekarischen Qualifikation und habe eine Teilzeitstelle. Eine weitere Mitarbeiterin ist während der Öffnungszeiten dort, arbeitet als Assistentin und gleichzeitig als Sekretärin für die Professoren der Kunstgeschichte im Rahmen ihrer halben Stelle (weniger als 20 Stunden pro Woche). Studentische Hilfskräfte dürfen wir nur für einzelne Projekte engagieren. Ich kenne viele Kollegen*innen aus Forschungsinstituten und Museumsbibliotheken in Deutschland, die ebenfalls in einer OPL arbeiten. Das wirkt sich auf die Nutzung aus: Denn die Bibliothek muss geschlossen werden, wenn das Bibliothekspersonal Urlaub hat, krank ist oder an Fortbildungen oder Tagungen teilnimmt, was ganz wichtig ist, um beruflich auf dem Laufenden zu bleiben, fachliche Kompetenzen und Serviceangebote weiterzuentwickeln. Es ist nicht immer selbstverständlich, dass der Arbeitgeber die Fortbildung der Mitarbeiter als wichtig ansieht – vor allem für diejenigen, die in einer OPL arbeiten, weil diese mehr als andere isoliert sind und keine Gelegenheit haben, neue Entwicklungen zu verfolgen oder alternative Lösungen zu finden. Aber es gibt weitere Faktoren: Vieles lässt sich nicht realisieren, weil der Arbeitstag nicht genug Stunden hat – so das Angebot der Fernleihe oder die Übernahme und Bearbeitung von umfangreichen Nachlässen.

Zeitschriften

Es ist nicht ungewöhnlich, dass Kunst- und Museumsbibliotheken ihre Zeitschriften direkt von den Verlagen oder einer Buchhandlung beziehen. Ich hatte bis dahin keine Erfahrungen in diesem Bereich, ausgenommen vielleicht in kleinem Rahmen bei von Künstler*innen herausgegebenen Zines oder Zeitschriften. Es kann sehr aufwendig sein, nicht gelieferte Hefte anzumahnen u. Ä. Im UK ist es meistens – wenn nicht sogar immer – üblich, dass Bibliotheken eine Agentur beauftragen. Diese direkte Form hat indes einige Vorteile: Sie unterstützt die unabhängigen Buchhandlungen, vermeidet ein gewisses Maß an

Bürokratie und in Bibliotheken mit nur wenigen Abonnements scheint die Inanspruchnahme einer Agentur als eher übertrieben.

Einige Kunstzeitschriften, wie etwa *Spike* und *Protocollum*, die im deutschsprachigen Raum publiziert werden, werden in englischer Sprache veröffentlicht. Damit richten sie sich an ein größeres (weltweites) Publikum, aber unsere Studierenden bevorzugen – nicht sehr überraschend – Materialien auf Deutsch. Damit kehren wir zum Thema Sprache zurück, wobei wir nicht voraussetzen können, dass jeder problemlos über die Themen Kunst, Theorie und Philosophie in englischer Sprache lesen kann, wenn diese nicht die eigene Muttersprache ist. Das mag die Optionen für talentierte Künstler*innen oder Akademiker*innen außerhalb von Deutschland einschränken, weil sie nicht fließend und sicher die englische Sprache beherrschen.

Die Zeitschriftendatenbank (ZDB), der Nachweis von Zeitschriften und Serien in deutschsprachigen Bibliotheken, erlaubt es den Bibliotheken, ihre Zeitschriftentitel an einer Stelle nachzuweisen. Die Titel können ggf. im jeweiligen Lokalsystem zu sehen sein. Im UK gab es früher *SUN-CAT*, der im *JISC DiscoveryHub* aufgegangen ist.

Auch wenn der Nutzer in der ZDB herausfinden kann, wer welche Titel im Bestand hat, kann man dort nicht nach Inhalten recherchieren. Deshalb erfassen viele Bibliotheken die Aufsätze in ihren Lokalsystemen bzw. in den Verbundkatalogen, sodass man auf diesem Weg die Inhalte suchen kann. Viele Bibliotheken stellen ihren Leser*innen keine Zeitschrifteninhaltsdatenbanken (*Art Full Text*, *Art & Architecture Source*, *Art Bibliographies Modern*, *JSTOR* etc.) zur Verfügung. Im UK ist etwas anderes üblich: Dort hat man Zugriff auf die Datenbanken von Dienstleistern wie *EBSCO* oder *Proquest*, so wie in den größeren wissenschaftlichen Bibliotheken oder den Staatsbibliotheken in Deutschland. Die Kosten dafür sind für kleinere Einrichtungen zu hoch und es ist schwer, solche Ausgaben zu rechtfertigen, wenn die Indexierung in englischer Sprache erfolgt und überwiegend englischsprachige Zeitschriften ausgewertet werden. Die Unterschiede beim digitalen Angebot zwischen kleinen und großen wissenschaftlichen Bibliotheken und Museumsbibliotheken sind in Deutschland wesentlich größer und erinnern mich an die Situation im UK vor ca. 15 bis 20 Jahren.

Katalogisierung

Die Katalogisierung von Zeitschriftenaufsätzen und Buchkapiteln ist sehr aufwendig. Die Bibliotheken im UK machen das nur selten und ich bin nicht sicher, inwieweit das mit den vorhandenen Bibliotheksprogrammen möglich ist.

Das Bibliothekssystem (aDIS), das wir in der Bibliothek der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe einsetzen, funktioniert sehr gut in Verbindung mit dem Verbundkatalog K10plus, der die Erfassung von Aufsätzen und Buchkapiteln ermöglicht. Das zeigt, so sehe ich es, einen weiteren fundamentalen Unterschied zwischen beiden Communities. Katalogisierer im UK können gegenüber ihrer Einrichtung die Notwendigkeit einer vollständigen Erfassung nicht immer durchsetzen bzw. sind manchmal gezwungen, Kompromisse einzugehen. Ein solcher Kompromiss ist die Darstellung von hierarchischen Beziehungen zwischen Serien und Stücken bzw. Bänden. Das ist etwas, was ich nie wirklich gelernt habe, und ich bin auch nicht sicher, ob ich das angemessen erklären kann, weil das innerhalb der Katalogisierungsroutine nicht üblich war. Die Aufführung des Serientitels (der Überordnung) war eine zusätzliche Angabe („added entry“) anstelle eines separaten Datensatzes, der dann mit allen folgenden Titeln, die in der gleichen Serie erscheinen, verknüpft wird.

Vielleicht erscheinen englischsprachige Publikationen nicht so häufig in einer Schriftenreihe, während wir wissen, dass deutschsprachige akademische Publikationen häufig in solchen Serien publiziert werden. Es gibt sogar solche mit Unterreihen, diese hierarchische Beziehung (Parent-Child) ist schwer darzustellen und verursacht einen hohen Zeitaufwand bei der Katalogisierung. Es passiert im K10plus häufig, dass Serien erfasst werden, obwohl sie nicht wirklich vorhanden sind. Ich habe das vor allem bei Ausstellungskatalogen von Museen und Galerien gesehen. Manche Katalogisierer behandeln jede Publikation als separate Einheit (wie es auch in den Bibliotheken im UK gemacht wird). Andere legen Schriftenreihen für Publikationen an, die von einem Museum herausgegeben werden, und verknüpfen jede neue Publikation mit dieser Reihe. Das bedeutet in der Praxis, dass man – falls keine ISBN vorhanden ist – zusätzlich unter dem Titel, dem Künstlernamen sowie dem Namen des Museums oder der Galerie suchen muss, wenn man Fremddaten für die Übernahme recherchiert. Dies ist sehr zeitaufwendig und große Menge von Dubletten müssen später bereinigt werden. An manchen Stellen siegt im UK der Pragmatismus über die Vollständigkeit bei der Erfassung. Wenn man berücksichtigt, wie hoch der Aufwand ist, die Datensätze zu verknüpfen und die Verknüpfungen bei den Dubletten wieder zu entfernen, sehe ich durchaus die Vorteile dieser Herangehensweise, solange der Standort der Publikationen nachgewiesen ist.

Gemeinsamkeiten und Ausblick

Das war ein Überblick über einige Unterschiede, die ich festgestellt habe, während ich sowohl im UK als auch in Deutschland gearbeitet habe. Es ist aber auch wichtig, die Gemeinsamkeiten zu sehen, weil es mehr gibt, was uns verbindet als was uns trennt. Die erste Gemeinsamkeit ist, dass die Bibliothekar*innen in Kunst- und Museumsbibliotheken in beiden Ländern ihre Arbeit mit Leidenschaft ausüben.

In beiden Fällen sind sie gut organisiert – sie verfügen über professionelle Strukturen innerhalb ihrer Berufsorganisationen wie die AKMB und ARLIS, unterstützen sich gegenseitig innerhalb ihrer Netzwerke, auch wenn es schwierig sein kann, eine finanzielle Unterstützung für die Teilnahme an Veranstaltungen, wie beispielsweise den Tagungen von ARLIS oder IFLA, an Fortbildungen oder dem Bibliothekartag, zu bekommen.

Einige Entwicklungen innerhalb der allgemeinen Bibliothekswelt, wie die Digitalisierung, werden durch eine verstärkte spartenübergreifende Zusammenarbeit zwischen Bibliotheken, Archiven und Museen in beiden Ländern vereinfacht. Das wurde – wie ich es sehe – durch die breite Einführung der RDA möglich. Es handelte sich um einen an manchen Stellen äußerst schwierigen Prozess, aber ein gemeinsamer Katalogisierungsstandard sollte langfristig zu einer besseren Sichtbarkeit und höheren Effektivität führen. RDA hat gewisse Parallelen zum MARC-Format und dem Regelwerk AACR II, während es mehr Unterschiede zu den *Regeln für die alphabetische Katalogisierung* (RAK) gibt. Es war ein mutiger Schritt der Bibliotheken im deutschsprachigen Raum, die RDA zu übersetzen und einzuführen. Das sollte gleichzeitig zu einer größeren Interoperabilität der Bibliotheken in Deutschland, Österreich und der Schweiz wie der übrigen Bibliothekswelt führen. Das GND4C-Projekt für Normdaten ist ebenfalls spartenübergreifend zwischen Archiven, Bibliotheken und Museen angelegt und sehr spannend. Wenn es erfolgreich ist, könnte es als Vorbild für vergleichbare Ansätze in anderen Ländern dienen.

Für die Zukunft hoffe ich, dass die Zusammenarbeit zwischen den Kunstbibliotheken im UK und Deutschland fortgesetzt wird und sogar zunimmt. Ich glaube, dass unsere beiden Zeitschriften hier eine Rolle spielen. Es wäre ganz wunderbar, wenn wir mehr Artikel miteinander austauschen und jeweils in die andere Sprache übersetzen könnten. Das ist eine Herausforderung für alle Beteiligten, da die Arbeitsbelastung schon jetzt hoch ist, aber es ist notwendig, damit wir unsere Kompetenzen weiterentwickeln können, um für die Anforderungen unsere Nutzer*innen im 21. Jahrhundert gewappnet zu sein.